

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 25 (1946)
Heft: 12

Buchbesprechung: Die "Utopia" des Thomas Morus

Autor: Gitermann, Valentin

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die „Utopia“ des Thomas Morus

Thomas Morus, Humanist, englischer Staatsmann und Märtyrer des Katholizismus, hat seinen kommunistischen Staatsroman *«Utopia oder vom besten Zustand des Staates»* 1516 in lateinischer Sprache publiziert. Eine deutsche Ausgabe erschien schon 1520. Zur Ausarbeitung seiner Utopie ist Morus unzweifelhaft durch die schrecklichen sozialen Verhältnisse bewogen worden, welche in England zu Beginn des 16. Jahrhunderts herrschten.

Im Mittelalter dominierte in England, ganz ebenso wie in den meisten Ländern des europäischen Kontinents, wirtschaftlich und politisch das System des Feudalismus. Der Boden gehörte zur Hauptsache dem Adel und der Kirche. Auf die Erzielung einer größtmöglichen Rente bedacht, zwangen die weltlichen und geistlichen Grundherren ihre bäuerlichen Untertanen zur Leistung von Abgaben und Frondiensten. Da die Kopfzahl der Herrenschaft mit der Zeit erheblich zunahm, machte sich die Notwendigkeit geltend, das Feudalsystem territorial auszudehnen. Um dem englischen Ritterstand neue Grundstücke zur Verfügung zu stellen, ließ sich die englische Krone in den westlichen und südlichen Gebieten Frankreichs bedeutende Lehen einräumen, wo dann englische Vasallen ihre standesgemäße Existenz finden konnten. Im 14. Jahrhundert hatte nun aber auch der französische Adel unter empfindlichem Mangel an Grundstücken zu leiden, und Frankreich entschloß sich deshalb, die Engländer aus seinen Gebieten wieder zu vertreiben, was im Verlaufe des «Hundertjährigen Krieges» auch gelang. Infolgedessen erlitt die englische Aristokratie eine katastrophale Einbuße an ihrem Grundbesitz. Sie wurde, nach vorübergehend geglückter Expansion auf dem Kontinent, ohne Rücksicht auf ihre inzwischen stark angewachsene Kopfzahl, wieder in den allzu bescheidenen Grenzen des englischen Territoriums zusammengedrängt. Zunächst sah der englische Adel keine Möglichkeit, sich der gewaltigen Schrumpfung seines Grundeigentums zweckmäßig anzupassen. Es entbrannte innerhalb der Aristokratie ein erbitterter, rücksichtslos egoistischer Kampf um die Herrschaft über den Acker und über die Arbeitskraft der hörigen Untertanen. Die Geschichte beschreibt diese Selbstzerfleischung der englischen Herrenschaft unter dem Namen des «Krieges der beiden Rosen», weil sich zwei Parteien, die der «weißen» und die der «roten Rose», feindlich gegenüberstanden. Schließlich aber erkannte der englische Adel, daß das Feudalsystem auf einer so unzureichenden territorialen Basis länger

nicht beibehalten werden konnte, und man begann, um aus der Krise herauszukommen, das Feudalsystem abzubauen, nach einer wirtschaftlichen Neuorientierung, nach der Erschließung bisher ungenutzter Existenzgrundlagen zu trachten. Naturalwirtschaft und Hörigkeit wurden angesichts der geänderten Verhältnisse von den meisten Grundherren als unrentabel aufgegeben. Man suchte Anschluß an die eben aufblühende gewerbliche Produktion der spätmittelalterlichen Städte und stellte sich deshalb auf die Herstellung industriell verwertbarer Rohstoffe um. Die geographischen Voraussetzungen Englands boten nach dieser Richtung zwei Möglichkeiten dar: Schafzucht und Bergbau. Beim Übergang zur Schafzucht wurden die Äcker mit Hilfe weniger Hirten als eingehegtes Weideland (inclosures) für die Schafherden eingerichtet. Die bäuerlichen Untertanen, für deren Lebensunterhalt man nicht länger aufkommen wollte, wurden von ihrer Scholle vertrieben und zu Hunderttausenden erbarmungslos der Proletarisierung preisgegeben. An Stelle des feudalen Verhältnisses der Hörigkeit trat der moderne kapitalistische Lohnvertrag. Schafzucht, Bergbau und Textilindustrie vermochten zunächst aber nur einen sehr kleinen Teil der Habenichtse zu beschäftigen, und so überflutete ein ungeheurer Schwarm von Landstreichern, Bettlern und Dieben das ganze Königreich. Die Staatsgewalt glaubte dieser Landplage nur mit drakonischen Strafgesetzen entgegenzutreten zu können. Unter Heinrich VIII., unter Eduard VI., unter Elisabeth wurden Landstreicher mit Auspeitschung, Verstümmelung, Brandmarkung, Zwangsarbeit und Hinrichtung bestraft. Es gab Ortschaften, in denen jährlich 300 bis 400 Vagabunden gehängt wurden. Massenhafte Arbeitslosigkeit, Armut und Kriminalität bildeten somit zu Beginn der Neuzeit eine auffallende und besorgniserregende Erscheinung im englischen Staate.

Mit einer eingehenden Besprechung all dieser Mißstände eröffnet Thomas Morus seine «Utopia». In eleganter Dialogform, wie sie von den humanistischen Gelehrten mit Vorliebe angewandt wurde, setzte Morus zunächst auseinander, daß die Bestrafung des Diebstahls mit dem Tode ungerecht und unzweckmäßig sei. «Zur Sühne des Diebstahls ist die Hinrichtung nämlich zu grausam und zu seiner Verhinderung doch ungenügend. Der einfache Diebstahl ist kein so ungeheures Verbrechen, daß er mit dem Kopfe gebüßt werden müßte, noch ist anderseits eine Strafe schwer genug, diejenigen vom Stehlen abzuhalten, welche sonst keinen Lebensunterhalt haben.» Dem Einwand, daß ja jeder, der arbeiten wolle, als Handwerker oder als Bauer seinen Lebensunterhalt finden könne, begegnet Morus mit einer eingehenden Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse, und er zählt die Ursachen auf, welche an der Verelendung eines beträchtlichen Teiles der englischen Bevölkerung

schuld sind. Er kommt dabei natürlich auch auf die verhängnisvollen Konsequenzen der Schafzucht zu sprechen: «Eure Schafe, die so sanft zu sein und so wenig zu fressen pflegten, sind so unersättlich und zügellos geworden, daß sie die Menschen selbst auffressen und die Äcker, Häuser und Familienheime verwüsten und entvölkern. Denn in jenen Gegenden des Königreiches, wo feinere, daher auch teurere Wolle gezüchtet wird, sitzen die Adelige und Prälaten, jedenfalls sehr fromme Männer, die sich mit den Einkünften ihrer Landgüter nicht begnügen; nicht zufrieden damit, in freier Muße ihrem Vergnügen nachzugehen, schädigen sie das Wohl der Allgemeinheit. Sie lassen dem Ackerbau keinen Boden übrig, legen überall Weideplätze an, reißen die Häuser nieder, zerstören die Ortschaften und lassen nur die Kirchen stehen, um die Schafe darin einzustellen. Als nähmen die Wildgehege und Parke nicht schon genug Grund und Boden weg, verwandeln jene biederen Männer alles angebaute Land in Einöden. So umgibt ein einziger unersättlicher Prasser – wie ein Fluch lastet er über seinem Vaterlande! – einige tausend Äcker mit einem einzigen Zaun, wirft die Bauern hinaus, unterdrückt sie mit Gewalt oder bewegt sie mit List zum Verkauf ihrer Parzellen. So oder so wandern die Unglücklichen aus, Männer, Weiber, Kinder, Ehemänner mit Gattinnen, Waisen und Witwen, Mütter mit kleinen Kindern – sie verlassen ihre altgewohnten Heimstätten und finden kein schützendes Obdach. Ihren ganzen Hausrat müssen sie, da sie vertrieben werden, für ein Spottgeld hergeben, und wenn sie dann diesen Erlös binnen kurzem bei ihrem Herumschweifen aufgebraucht haben, was bleibt ihnen schließlich übrig, als zu stehlen und danach von Rechts wegen gehängt zu werden? . . . Ein einziger Schaf- oder Rinderhirt genügt ja, das Land von den Schafen abweiden zu lassen, während der Ackerbau vieler Hände bedurfte.»

Aus all diesen Tatsachen zieht Morus die Schlußfolgerung, daß die Bekämpfung des Verbrechertums durch eine noch so drakonische Kriminalpolitik illusorisch bleiben muß, wenn man nicht in erster Linie eine Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen sucht. Den Hauptgrund aller Übel erblickt Thomas Morus im Privateigentum: «Wo aller Besitz Privatbesitz ist, wo alles am Maßstabe des Geldes gemessen wird, wo alle Habe unter einige wenige verteilt ist, während alle übrigen ganz unleugbar elend dran sind, da kann es wohl kaum je geschehen, daß der Staat gerecht und gedeihlich verwaltet wird.» Denselben Gedanken hatte schon um 380 n. Chr. der heilige Augustinus geäußert: «Weil das persönliche Eigentum existiert, existieren auch die Prozesse, die Feindschaften, die Zwietracht, die Kriege, die Aufstände, die Sünden, die Ungerechtigkeiten, die Mordtaten. Woher kommen alle diese Geißeln? – Einzig vom Eigentum.»

Morus weiß natürlich, daß es aussichtslos ist, den Herrschenden die Einführung der Gütergemeinschaft vorzuschlagen: «Die Philosophie hat bei den Fürsten keine Stätte.» Selbst das Christentum hat die sozialen Verhältnisse, die Gebräuche, Sitten und Anschauungen nicht zu ändern vermocht. «Die Prediger haben in ihrer Schlaueit erkannt, daß die Menschen nur widerwillig ihre Sitten der Richtschnur Christi anpaßten, und sie bogen deshalb seine Lehre und schmiegteten sie den Sitten der Menschen an, woraus ich aber keine andern Vorteile für sie entspringen sehe, als daß sie nun um so sicherer böse sein können.»

Auf diese Betrachtung läßt Morus eine Beschreibung der «*höchst weisen und edelmenschlichen Einrichtungen der Utopier*» folgen, «wo so wenige Gesetze bestehen und die Staatseinrichtungen doch so trefflich verwaltet werden, daß die Tugend ihren Lohn empfängt und bei gemeinschaftlichem Besitz doch alle alles in Überfluß haben . . .»

Morus selbst bringt pro forma, mit vorsichtigen Seitenblicken auf die Zensurbehörden, einige skeptische Vorbehalte gegen das Prinzip des Kommunismus an und läßt darauf einen weitgereisten Portugiesen über seinen Aufenthalt auf der Insel Utopia (= Nirgendland) berichten.

Auf der Insel bestehen 54 gleich große Städte, jede von 6000 Familien bewohnt. Die Verfassung ist demokratisch. Privateigentum existiert nicht. Produktion und Konsumtion sind kommunistisch organisiert. Die Güterzuteilung erfolgt nach Bedarf. Jede Familie bezieht die zu ihrem Unterhalt erforderlichen Produkte unentgeltlich aus den staatlichen Magazinen. Leidet eine Stadt etwa Mangel an irgendwelchen Waren, so geben ihr die andern Gemeinden unentgeltlich davon ab. Für alle Utopier besteht Arbeitspflicht, von der nur Gelehrte, Beamte und Priester, mit Rücksicht auf ihre besonderen Funktionen, dispensiert sind. Da es keine Müßiggänger gibt, genügen sechs Stunden Arbeit pro Tag für die Befriedigung sämtlicher Bedürfnisse. Die Utopier pflegen acht Stunden für den Schlaf vorzusehen; die übrigen zehn Stunden des Tages widmen sie der Erholung und der Bildung. Jedem, der sich ernsthaft geistig betätigt, steht die Möglichkeit offen, in den Stand der Gelehrten, Beamten und Priester aufzusteigen. Für jedermann besteht freie Berufswahl. Doch ist für alle Utopier ein periodischer Wechsel zwischen landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeit obligatorisch. Alle zwei Jahre gehen die in der Landwirtschaft beschäftigten Bürger zu städtischem Handwerk über, und umgekehrt, zwecks Vermeidung beruflicher Einseitigkeit. Viele Utopier verstehen mehrere Handwerke auszuüben. Auch wer auf Wanderschaft geht (zu welchem Vergnügen, nebenbei bemerkt, die Erlaubnis sowohl des Vaters als auch der Ehegattin erforderlich ist), darf sich der Arbeitspflicht nicht ent-

ziehen: er hat vielmehr täglich irgendwo unterwegs seine sechs Stunden zu absolvieren. Die unvermeidlichen «niedrigen» Arbeitsarten (Reinigung usw.) werden entweder durch Freiwillige, aus religiös-altruistischer Begeisterung, oder durch Sträflinge ausgeführt. Im Staate der Utopier gibt es kein Geld. Die Edelmetalle werden so schnöde behandelt als möglich: aus Gold und Silber werden zu niedrigstem Gebrauch bestimmte Gefäße verfertigt, ferner Sträflingsketten und entehrende Abzeichen für Verbrecher. Fremde Gesandte, die auf der Insel Utopia in prunkvollem Goldschmuck erschienen, wurden für Sklaven gehalten, während ihr bescheiden gekleidetes Gefolge irrümllicherweise mit größter Ehrerbietung begrüßt wurde. Werden die Utopier von fremden Armeen überfallen, so bestechen sie die feindlichen Feldherren mit Gold. «Den Krieg verabscheuen die Utopier als etwas geradezu Bestialisches; entgegen den Sitten fast aller andern Völker halten sie nichts für so unrühmlich als den im Krieg erstrebten Ruhm. Nichtsdestoweniger üben sie sich sehr eifrig in soldatischer Zucht, und zwar nicht nur die Männer, sondern an bestimmten Tagen auch die Frauen, damit im Falle der Not auch sie sich bewähren.»

Die Form der Ehe ist auf der Insel monogam. Scheidung ist zulässig. Die Kindererziehung ist Sache der Priester. Das Bildungsideal ist humanistisch: es wird die Entfaltung aller natürlichen Gaben des Zöglings angestrebt. Im Strafrecht Utopiens wird die Sühne nicht nach den äußern Folgen, sondern nach den inneren Motiven des Verbrechens bemessen. Advokaten kennt die Bevölkerung Utopiens nicht. Auf dem Gebiete des religiösen Lebens gilt weitgehende Toleranz: Niemand darf seines Glaubens wegen auch nur im geringsten benachteiligt werden. Verschiedene Religionsformen existieren nebeneinander. Himmelskörper, große Persönlichkeiten der Vergangenheit werden als göttliche Wesen verehrt. «Aber der weitaus größte und vernünftigste Teil der Utopier nimmt nichts von alledem, sondern ein göttliches, unbekanntes, ewiges, unendliches, unbegreifliches Wesen an, das über die Fassungskraft des menschlichen Geistes geht und durch das ganze Weltall ergossen ist, nicht durch materielle Größe und Masse, sondern durch die ihm innewohnende Kraft.» Die unter den Utopiern vorherrschende Religion ist somit der Pantheismus, der die «abergläubischen» Kulte mehr und mehr verdrängt und, «weil er alle übrigen an Vernunft zu übertreffen scheint», allmählich zum einigenden Bande aller Utopier wird. Das Christentum ist in Utopien nicht unbekannt: «Es sind ihrer nicht wenige zu unserem Glauben übergetreten und mit heiligem Taufwasser benetzt worden.» Für die Verbreitung des Christentums unter den Utopiern war «auch der Umstand von nicht geringem Gewicht, daß sie erfahren hatten, Christus habe das gemein-

schaftliche Leben seiner Jünger gerne gesehen, und daß dieses unter den echtsten Christen noch heutzutage gebräuchlich ist.»

Auf diese da und dort mit ironischen Seitenhieben gewürzte Beschreibung Utopiens läßt Thomas Morus ein begeistertes Lob des Kommunismus folgen, dessen Staatsform allein mit vollem Recht den Namen eines «Gemeinwesens» verdiene. «Da möchte ich doch sehen, ob einer sich erdreistet, mit diesem hohen Billigkeitssinne die Gerechtigkeit anderer Völker zu vergleichen, und ich will gleich des Todes sein, wenn bei ihnen überhaupt eine Spur von Gerechtigkeit oder Billigkeit zu finden ist. Denn was ist das für eine Gerechtigkeit, daß irgendein Adeliger oder Goldschmied oder Wucherer oder ein beliebiger anderer, die gar nichts tun oder leisten, oder, wenn sie etwas tun, nur Derartiges, was für das Gemeinwohl nicht erforderlich ist, ein glänzendes, üppiges Leben führt, während hingegen ein Tagelöhner, ein Fuhrmann, ein Schmied, ein Landmann, die so viel und so hart und so emsig arbeiten müssen, wie es kaum die Zugtiere auszuhalten imstande sind, und deren Arbeit übrigens so unentbehrlich ist, daß kein Staatswesen auch nur ein Jahr ohne dieselben bestehen könnte, einen so erbärmlichen Lebensunterhalt erwerben, ein so elendes Leben führen, daß die Lebensbedingungen der Lasttiere bei weitem günstiger erscheinen könnten... Und an diesem spärlich zugemessenen Lohn der Armen knapsen die Reichen täglich noch ein klein wenig ab, nicht nur durch private List und Trug der Einzelnen, sondern auch durch öffentliche Gesetze, so daß, was früher Unrecht schien, jetzt auf dem Wege der Gesetzgebung sogar zu einem rechtlichen Zustande gemacht wird. Wenn ich daher alle Staaten, welche heutzutage in Blüte stehen, durchnehme und betrachte, so sehe ich, so wahr mir Gott helfe, in ihnen nichts anderes, als eine Art Verschwörung der Reichen, die unter dem Deckmantel und Vorwande des Staatsinteresses lediglich für ihren eigenen Vorteil sorgen, und sie denken alle möglichen Arten und Weisen und Kniffe aus, wie sie das, was sie mit üblen Künsten zusammengerafft haben, ohne Furcht des Verlustes behalten, und wie sie die Arbeit aller Armen um so wenig Entgelt als möglich sich verschaffen können, um sie auszunützen.»

Abschließend bemerkt Thomas Morus, wiederum vorsichtig: «Wenn ich auch nicht allem beistimmen kann, so muß ich doch ohne weiteres gestehen, daß es im utopischen Staatswesen eine Menge Dinge gibt, die ich in andern Staatswesen verwirklicht zu sehen wünsche. Freilich *wünsche* ich das mehr, als ich es *hoffe*.» So klingt das Werk in resignierte, fast in pessimistische Töne aus. Der Verfasser sieht keinen Weg zur Verwirklichung seiner Ideale. Im Leben der menschlichen Gesellschaft nimmt er die Vorherrschaft des Bösen wahr, und er bringt keinen Glauben auf an eine höherführende Ent-

wicklung. Wille zu politischer Macht, zu schöpferischer Aktion ist ihm fremd. Er verzichtet darauf, «die Welt zu verändern», und begnügt sich damit, sie in lateinischer Sprache, also vor intemem Gelehrtenkreise, «zu interpretieren», die Tatsache der Ausbeutung und den Klassencharakter des Staates zu entlarven. Ein revolutionärer Kämpfer ist Thomas Morus nicht gewesen, wohl aber ein genialer Verkünder sozialistischen Denkens.

Im Jahre 1935, anlässlich der 400. Wiederkehr seines Todestages, hat ihn die katholische Kirche in den Kanon der Heiligen eingetragen. Zu gleicher Zeit wurde er in Moskau als ein Vorläufer des Kommunismus gefeiert.

Hinweise auf neue Bücher

Galeazzo Ciano, Tagebücher 1939 bis 1943. 534 Seiten. Alfred Scherz Verlag, Bern 1946.

Die Tagebücher, die Mussolinis Schwiegersohn 1939 bis 1943 sozusagen lückenlos geführt hat und die nun, mit einem klugen Vorwort von *Sumner Welles*, auch in deutscher Sprache erschienen sind, werden den Historikern künftiger Generationen bei der Erforschung der Geschichte des zweiten Weltkrieges im allgemeinen und des italienischen Faschismus im besondern als außerordentlich aufschlußreiche Quelle dienen. Die inneren Spannungen zwischen den Diktaturen der Achsenmächte und die wachsenden Schwierigkeiten, in die das faschistische Regime geriet, kommen in den Aufzeichnungen Cianos sehr klar zum Ausdruck. V. G.

Kenneth E. Boulding, Friedenswirtschaft (*The Economics of Peace*). 350 Seiten. A. Francke AG, Verlag, Bern 1946.

Daß sich der angesehene A.-Francke-Verlag in Bern dazu hat bewegen lassen, eine deutsche Übersetzung dieses Buches herauszugeben, ist bedauerlich. Der ausgesprochen reaktionär gesinnte Verfasser, eine «Leuchte» am *Iowa State College* (im Süden der USA), behandelt gewisse volkswirtschaftliche Probleme und Theorien, hin und wieder auch historische und politische Phänomene, zum mindesten teilweise mit einer an Unverfrorenheit grenzenden Ignoranz und Borniertheit. Insbesondere gegen den Sozialismus führt der Autor Argumente ins Feld, die bereits vor Jahrzehnten widerlegt worden sind. Eine Auseinandersetzung mit Boulding lohnt sich nicht. V. G.

Philipp Vard, Warum Antisemitismus? 32 Seiten. Selbstverlag, Zürich 1946 (Hotttingen, Postfach 23).

Der Verfasser bemüht sich, den Nachweis dafür zu erbringen, daß der Antisemitismus eine Folge der Wehrlosigkeit der Juden und mit jener «gesellschaftlichen Geringschätzung» identisch sei, die der Alltagsmensch allen Wehrlosen bezeige. In seiner gutgemeinten Schrift vereinfacht der Autor das Problem gar zu sehr, indem er zahlreiche historische und politische Aspekte seines Gegenstandes außer acht läßt. Wer sich mit den Wurzeln des Antisemitismus ernsthaft befassen will, sei auf das Buch von Hugo Valentin: «Antisemitenspiegel», Wien 1937, verwiesen. V. G.

Heinrich Pestalozzi, Werke in acht Bänden. Gedenkausgabe zu seinem zweihundertsten Geburtstag. Herausgegeben von Paul Baumgartner. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.

Daß die Ideen, welche Pestalozzi in seinen Werken niedergelegt hat, zum geistigen Besitz des Schweizervolkes geworden seien, wird niemand behaupten. Vor allem im 19. Jahrhundert ist das Bild Pestalozzis – vornehmlich durch bürgerliche